

KUNSTCHRONIK

MONATSSCHRIFT FÜR KUNSTWISSENSCHAFT
MUSEUMSWESEN UND DENKMALPFLEGE

MITTEILUNGSBLATT DES VERBANDES DEUTSCHER KUNSTHISTORIKER E. V.
HERAUSGEGEBEN VOM ZENTRALINSTITUT FÜR KUNSTGESCHICHTE IN MÜNCHEN
IM VERLAG HANS CARL NURNBERG

28. Jahrgang

August 1975

Heft 8

ALLE JAHRE WIEDER . . .

In jedem Augustheft der Kunstchronik werden seit 1948 die Titel der begonnenen, abgeschlossenen und gelegentlich auch der abgeänderten und abgebrochenen Dissertationen verzeichnet. Bis 1967 schloß diese Auflistung auch die Universitäten in der Deutschen Demokratischen Republik ein, seitdem werden von dort keine entsprechenden Angaben mehr übersandt. Schon ab 1949 beteiligten sich in zunehmendem Maße auch die Hochschulen Österreichs und der Schweiz mindestens teilweise an diesem Publikationsverfahren. 1964 folgten aufgrund einer dankenswerten Initiative des Courtauld-Institute die kunsthistorischen Lehrstätten in Großbritannien. Inzwischen hat das Beispiel Schule gemacht. Für die Vereinigten Staaten bringt ein- bis zweimal im Jahre das „Art Journal“, zuletzt im Frühjahr 1975, ähnliche Mitteilungen. Die Kunstchronik selbst hat 1972 und 1974 die Titel der in Heidelberg als Mikrofilme zugänglichen amerikanischen Dissertationen publiziert. Für Frankreich gab die „Information d'Histoire de l'Art“ — zuletzt in Bd. 18 (1972) S. 125 ff. — eine Liste der an den Universitäten des Landes abgeschlossenen sowie neu begonnenen „Travaux“ bekannt. Die „Ecole du Louvre“ wies in der „Revue du Louvre“ — zuletzt 1974, Nr. 4/5 — auf die eingereichten und angenommenen „Mémoires“ hin. Für andere Länder scheinen ähnliche Mitteilungen bis jetzt nicht vorzuliegen. Die Nützlichkeit dieser Informationen ist nicht anzuzweifeln. Eine immer größere Zahl von kunsthistorischen Arbeiten wird an immer mehr Instituten an immer neuen Orten vergeben, durchgeführt, geschrieben, später veröffentlicht oder mikrofilmiert und archiviert. Die Zahlen klettern; auch die Dissertationen vergebenden Spezialisten kennen sich zuweilen untereinander nicht mehr. Die direkten Kontakte, welche unter solchen Verhältnissen höchstens noch bedingt und partiell funktionieren, müssen durch eine derartige Registratur ersetzt werden. Konkreteste, aber keineswegs fiktive und auch nicht überflüssige Nutzenanwendung: Nur so erfährt der Graduate

Student in Syracuse eventuell davon, daß ein Agrégé in Montpellier und vielleicht noch ein Doktorand in Freiburg, Padua oder Tokio über dem gleichen Thema sitzen wie er selbst, nach dem gleichen Material fahnden und schlimmsten- oder auch bestenfalls zu den gleichen Resultaten gelangen wie er. Jeder, der mit Doktoranden zu tun gehabt hat, dürfte solche Fälle erlebt haben mit all dem Erschrecken, der Enttäuschung, dem zweifelnden und zögernden Neuanfang, welche daraus für den Betroffenen entstehen können. Der Nutzen der Sache also ist offenkundig, ja es wäre wünschenswert, daß das Verzeichnis durch Einbeziehung neuer Teilnehmer systematisch erweitert würde.

So dankbar man solche Unterrichtung entgegennimmt, diese sich jährlich wiederholende Lektüre hinterläßt den Leser dennoch mit einem Gefühl der Ratlosigkeit und Bedrückung. Vergleicht man die Zahlen für die Hochschulen der Bundesrepublik einschließlich West-Berlins seit 1960, so ergibt sich eine Bilanz, die das Fürchten lehren kann. 1960 wurden an diesen Hochschulen insgesamt 58 Dissertationen neu begonnen. Bereits 1964 hat sich diese Zahl mit 109 nahezu verdoppelt. 1966 schnellte sie auf 150, ist 1972 bei 196 angelangt, klettert 1974 auf die vorläufige Rekordhöhe von 213, um in diesem Jahr auf immerhin noch 193 zurückzusinken. Am stärksten macht sich dieser Boom, der natürlich mit dem allgemeinen Anschwellen der Studentenzahlen in den sechziger Jahren, partiell auch mit dem Numerus clausus für andere Fächer zusammenhängt, an einigen großen Universitäten bemerkbar. So wurden in München 1960 fünf neue Dissertationen begonnen, noch 1963 sind es immerhin nur zwölf, 1968 dann aber 41, d. h. mehr als zwei Drittel der 1960 — nur acht Jahre zuvor — an allen Hochschulen der Bundesrepublik einschließlich West-Berlins insgesamt begonnenen Arbeiten. Andererseits wirkt es beängstigend, daß die Zahl der abgeschlossenen Dissertationen konstant beträchtlich geringer ist. Wenn hier auch direkte Vergleiche innerhalb einer Jahresstatistik irreführend wären, so bleibt doch bemerkenswert, daß die Zahl der Abschlüsse niemals zwei Drittel der als neu begonnen angezeigten Dissertationen überschritten hat, häufig sogar unter 50 Prozent sinkt.

Über die Tatsache, daß schon die nackten Zahlen besorgniserregend, ja bestürzend sind, braucht man kaum ein Wort zu verlieren. Seit 1970 wurden in jedem Jahr zwischen 80 und 100 Dissertationen abgeschlossen. Nie werden die staatlichen und kommunalen Behörden, wird der „Freie Markt“ auch nur den größeren Teil dieser doktorierten — und hochspezialisierten — Kunsthistoriker absorbieren können und ob in größerem Umfang echte und zumutbare Chancen für einen Berufswechsel bestehen, ist mindestens fraglich. Der alarmierende Zustand wird durch vorübergehende Auffangstellungen für neu promovierte Kunsthistoriker wie Stipendien und Werkverträge nur scheinbar gebessert. Natürlich ist man für diese Einrichtungen dankbar. Sie bieten erwünschte Fortbildungsmög-

lichkeiten und die mit ihnen verbundenen Vorhaben und Aufgaben sind zuweilen auch recht attraktiv und lohnend. Man kann aber nicht übersehen, daß solche Übergangslösungen mit immer schwieriger zu akzeptierenden Risiken und zuweilen auch mit handfesten sozialen Konstruktionsfehlern belastet sind. Im schlimmsten Fall wird die Enttäuschung für den Betroffenen nur um so ärger, wenn sich nämlich das Tor zur festen Stelle am Ende doch nicht auftut. Diese düstere Aussicht wirft ihre Schatten schon auf die voraufgehende Stipendiaten-, Volontärs- oder Werkvertragszeit. Gegenwärtig herrscht unter den jungen Kollegen, die in solchen Übergangstellungen tätig sind, ein erschreckendes und leider nicht unbegründetes Maß an materieller Zukunftsangst.

Eigentlich geht es aber gar nicht nur um Zahlen und Kaderstärken. Wer die langen Listen der immer wieder neuen Dissertationstitel durchgeht, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß hier ein längst brüchig und tief fragwürdig gewordener Ausbildungsmechanismus parkinsonartig fortwuchert. Der zwar nicht administrativ verordnete, aber vielfältig motivierte Zwang zum Doktor, den die inzwischen bestehenden anderen Abschlußmöglichkeiten noch immer nicht zu brechen vermochten, führt zu einer wahren Schnitzeljagd nach Themen aller Art — vom noch nicht bearbeiteten Kleinmeister oder Ovalraum über eine noch nicht ikonographisch behandelte Spezies aus Tier- oder Pflanzenwelt bis zum noch nicht beachteten neuen Gesichtspunkt an einem in säkularer Forschungsgeschichte ergrauten Gegenstand. Ob die umfängliche und mühevollte Bearbeitung dieser Themen, und vorher das Durchhackern all der inzwischen auf diese Themen gehäuften Literatur, objektiv gesehen überhaupt noch mit echtem Erkenntnisgewinn durchzustehen ist oder nur als Eingespanntsein in eine nach alter Gewohnheit fortklappernde Ausbildungsmaschinerie erfahren wird, ist eine Frage, die sich guten Gewissens nicht mehr verdrängen läßt. Der Fall scheint jedenfalls nicht selten, daß eine in der Isolation und unter unproportionalem Zeitaufwand erstellte Dissertation jungen Menschen mehr an Lebensjahren, mehr an Energie und Phantasie nimmt, sie länger von sozialen und praktischen Erfahrungen abschneidet als irgend gut sein kann. Die große Zahl der Kandidaten wie die Überbeanspruchung der Hochschullehrer durch Aufgaben außerhalb von Forschung und Lehre haben die intensive und individuelle Betreuung der Dissertanten, wie sie ehemals vielerorts üblich war, außerordentlich erschwert. Die dissertations-typischen Neurosen könnten inzwischen selbst wieder Stoff für allerdings nicht mehr kunsthistorische Dissertationen abgeben. Auch ist in einer immer arbeitsteiligeren Berufspraxis der Vorbereitungseffekt dieser Forschungs-Exerzitien fragwürdig geworden, ja zuweilen scheinen sie sich ausgesprochen berufshemmend auszuwirken. Die Fähigkeit zum Absprung von der Universität in die praktische Tätigkeit wird durch den zu langer Gewohnheit gewordenen Zustand des Kleinforschens zersetzt. Was bleibt,

ist der angsterfüllte Wunsch, mit irgendeiner Tätigkeit in der vertrauten Inselwelt der Hochschule zu bleiben. Auch diese Erfahrung dürfte jeder, der mit Doktoranden zu tun hatte, mehr als einmal gemacht haben.

So wäre der ganze Mechanismus des Dissertierens neu zu durchdenken und zu überprüfen, wäre zu fragen, ob er nicht lange schon versagt hat, obsolet geworden ist und derzeit trotz seines Fortwucherns von den Umständen überrollt wird. Der Gesetzgeber beginnt inzwischen Tatsachen zu schaffen, von denen Veränderungszwänge ausgehen. Denkmalpflege, auch teilweise Museums- und Ausstellungswesen schlagen vielfach Wege ein, die über die traditionellen, die Ausbildung im Regelfall noch bestimmenden Arbeitsbereiche hinausgehen. Am Rande unseres Berufsfeldes siedeln sich neue Wissenschaften mit starkem Expansionsdrang an. Hier und dort ist bereits ein Ausbrechen aus dem gewohnten Dissertationsmuster zu beobachten. Überdenken, Überprüfen, das hieße ja nicht — und dürfte nicht heißen — pauschale Verabschiedung des ganzen bisherigen Systems, dessen historische Verdienste niemand bestreiten kann. Notwendig wäre jedoch eine entschiedene Einschränkung angesichts völlig veränderter Umstände und Anforderungen, wobei der Gedanke an eine Staatsprüfung für zukünftige Museumsbeamte und Denkmalpfleger mindestens nicht von vornherein ausgeschlossen werden sollte. Alle Jahre wieder die Ration von 170, 164, 196, 215, 188 neu begonnenen kunsthistorischen Inauguraldissertationen — es sind die Zahlen seit 1970 —, das jedenfalls hat, um Ionesco zu zitieren, etwas von der Absurdität eines kollektiv gewordenen „doctorat total“.

Willibald Sauerländer

CINQUANT' ANNI DI PITTURA VERONESE (1580—1630)

Verona, Saloni della Gran Guardia, August/November 1974

(Mit 4 Abbildungen)

Wenn es bei A. J. Dezallier d'Argenville in der Vita des Alessandro Turchi heißt: „Unir la couleur Vénétienne au dessein Romain, est tout ce que peuvent proposer de mieux les plus grands artists“, so ist damit genau jener Standpunkt für die Beurteilung der Malerei Veronas nach 1500 vertreten, den die lange und sorgfältig vorbereitete Ausstellung zu revidieren trachtete. Dennoch wird man es auch künftig kaum in Zweifel ziehen, daß im frühen Cinquecento Venedig an die Stelle von Padua trat, um — besonders anfänglich im Verein mit Mantua — auf die gesamte Kunsttätigkeit in Verona einen bestimmenden Einfluß auszuüben. Zu den hervorragendsten Beweisen für diese neue Konstellation gehört die Malerei Paolo Veroneses, nach den Worten von Jakob Burckhardt hervorgegangen „aus der bereits von